

SEIT
1946

09/2021

ZUKUNFT

DIE DISKUSSIONSZEITSCHRIFT FÜR POLITIK, GESELLSCHAFT UND KULTUR



POLITIK DER LEKTÜRE

Es war einmal das Lesen ...?
Bianca Burger

The Great Awakening –
oder: Aufwachen, später
Lena Wiesenfarth

Die dunklen Jahre (Auszug)
Friederike Manner

„Es ist natürlich ziemlich grausam.“
Zu Elfriede Jelineks Hörspiel
Die Bienenkönige (1976)
Johanna Lenhart

EDITORIAL

Politik der Lektüre

BIANCA BURGER, THOMAS BALLHAUSEN UND ALESSANDRO BARBERI

Insbesondere in Zeiten notwendiger Debatten über die Bedeutung von Arbeit im Kunst- und Kulturfeld, über die autoritär unterfütterte Haltung einer problematischen Identitätspolitik und den zahllosen Herausforderungen für den gesamten Bildungs- und Kulturbereich in (post-)pandemischen Zeiten, schien es uns als Redaktion der ZUKUNFT richtig, die *Politik der Lektüre* zum Schwerpunkt der vorliegenden Ausgabe zu machen. Die hier versammelten Beiträge machen deutlich, wie sehr die Praxis einer selbstbestimmten, reflektierten Lektüre mit Fragen von gesellschaftlicher Orientierung und Positionierung korrespondiert, wie sehr eine alltägliche, für selbstverständlich gehaltene Tätigkeit, Ausdruck einer kompetenten Auseinandersetzung sowohl mit der vereinbarten Wirklichkeit, als auch mit welthaltigen künstlerischen Angeboten sein kann – und wohl auch soll.

Lektüre zeigt sich dabei in ihrer geschichtlichen wie auch aktuellen Gestalt als ein Prozess, der immer schon starken Wandlungen unterworfen war und auch weiterhin von beispielsweise technologischen, sozialen und auch bildungspolitischen Entwicklungen mitgeprägt sein wird. Die Einladung zu einer unausgesetzten, im nicht zuletzt auch lustvoll-unterhaltsamen Sinne erfüllten Lektüre sehen wir in Verbindung mit den entsprechenden historischen Aspekten, als Aufforderung zur (Selbst-)Ermächtigung und Teilhabe am Sozialen. Als Redaktion der ZUKUNFT sprechen wir uns für die Haltung und Praxis einer konstruktiv-kritischen Lektüre aus, die Grundlage echter Auseinandersetzung und aufgeklärter Durchdringung sein kann, die nicht zuletzt politischen Diskurs und genuinen Austausch ermöglichen hilft. In diesem Sinne haben wir Beiträge zur *Politik der Lektüre* versammelt, die mit diesem Titel

die Option eines sich öffnenden Blicks für eine facettenreiche, mitunter von Widersprüchen und (noch) unbeantworteten Fragen gekennzeichnete Welt meinen – und dieses Verständnis auch produktiv ausspielen: Sie wollen gelesen, durchdacht und eben auch genossen werden.

Den Anfang dieser Schwerpunktausgabe zum Thema *Politik der Lektüre* macht ein Review-Essay der Redaktionsassistentin der ZUKUNFT **Bianca Burger**. Sie beschäftigt sich mit der Frage inwiefern sich die Lese- und Buchkultur wirklich in einer Krise befindet, wie dieser beizukommen ist und welche Veränderungen notwendig sein werden, damit es nicht irgendwann einmal heißt *Es war einmal das Lesen*.

Im Anschluss daran rüttelt uns **Lena Wiesenfarth** mit ihrem Beitrag *The Great Awakening* wach. Rund um die Auseinandersetzung mit der Autorin Ottessa Moshfegh arbeitet sie die Wirksamkeit der literarischen Motive von Schlaf und Erwachen in Zeiten des Neoliberalismus heraus. Neben der literarischen Auseinandersetzung zieht sie Parallelen zur „realen“ Welt und zeigt auf, welche politischen und sozialen Konsequenzen eine schlaflose, betäubte Gesellschaft hat/hätte.

Ebenfalls ins Heute führt **Johanna Lenharts** Beitrag über ein unbekannteres Werk der Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek – *Die Bienenkönige* aus dem Jahr 1976. Wie so viele Werke Jelineks hat auch dieses Hörspiel einen starken Gegenwartsbezug und greift Debatten auf, die im Zuge der Frauenbewegung in den 1970er-Jahren prägend waren. Patriarchale Machtstrukturen, Gebärdzwang, Mutterschaft, Wissen und Macht sind Themen, die den Text aktueller denn je erscheinen lassen.

Einen Blick in die Zukunft wagen anschließend **Claudia Lehmann** und **Konrad Hempel**. Ihr Briefwechsel aus dem März 2021 verhandelt Aktuelles wie die Corona-Pandemie ebenso wie Zukünftiges, zum Beispiel wie die notwendige Veränderung in der Welt vonstatten gehen könnte und welche Voraussetzungen dafür erfüllt sein müssen. „K.“ und „Koko“ philosophieren, diskutieren, ergänzen und widersprechen sich. Es entwickelt sich ein dynamisches, literarisches Spiel, bei dem immer wieder ein Augenzwinkern zu erkennen ist und das den Eindruck erweckt, man sei selbst inmitten des Spiels.

Den Auftakt zum literarischen Schwerpunkt dieses Heftes macht **Zarah Weiss**. Sie stellt einen Roadtrip durch Australien in den Mittelpunkt ihrer Erzählung *Spot On A Long Road*. Alex und Noa befinden sich auf einer Reise durch die Weiten des Outbacks. Dabei wird der Urlaub plötzlich zu einer Reise zu sich selbst. Wer hat wovon am meisten Angst, was hinterlassen wir von unserem Leben auf der Erde und wo liegen die Grenzen einer Freundschaft?

Ein ganz besonderes Highlight gibt es zum Abschluss dieser Ausgabe. Ein Auszug aus dem wiederentdeckten Werk *Die dunklen Jahre* von **Friederike Manner** bringt Politik und Literatur auf eine ganz besondere Art und Weise zusammen. In ihrem autobiografisch angelegten Roman analysiert und kommentiert sie die bekannten historischen Vorkommnisse mit einer unglaublichen Schärfe und Direktheit. Die Leser*innen erleben die entscheidenden Monate rund um den Anschluss an Hitler-Deutschland 1938 aus ihrem Blickwinkel: Vom Verschieben der eigenen Prioritäten hin zum Wahlauftritt, der Wahl an sich sowie möglichen und gescheiterten Fluchtversuchen – und nicht zuletzt deren Folgen.

Für die Bildstrecke der vorliegenden Ausgabe konnten wir, und das freut uns ganz besonders, erneut **Elisabeth Öggl** gewinnen. In der Verbindung ausgewählter Arbeiten aus zwei Werkserien, entsteht ein starker visueller Dialog, der auch über die Einbettung in ihrem Gesamtwerk, das oftmals Bezüge zu Literatur und zu Befragung von Wahrnehmung/Lesbarkeit auf-

weist, hinausgeht. Vielmehr lädt Öggl bewusste Auseinandersetzung mit „Bio Art“, also dem vorsätzlichen Verknüpfen von künstlerischen Praxen und biologischen Prozessen, bei ihren Detailaufnahmen aus *Yeastograms* und dem Künstlerbuch *Reishi* zu einer ganz anderen, vielleicht auch ungewohnteren Auseinandersetzung mit dem thematischen Komplex der Lektüre ein. Mehr über Elisabeth Öggl und ihr beeindruckendes Werk findet sich online unter: <https://elisabethoegg.org>

Insgesamt hoffen wir, dass wir auch mit dem aktuellen Themenschwerpunkt der ZUKUNFT erneut zu einer gewinnbringenden, lustvollen Lektüre einladen dürfen, die zu Diskussion und Austausch inspiriert!

Wir senden Ihnen

herzliche und freundschaftliche Grüße,

Bianca Burger, Thomas Ballhausen und Alessandro Barberi

BIANCA BURGER

ist Redaktionsassistentin der ZUKUNFT und hat sich nach ihrem geisteswissenschaftlichen Studium der Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie der historisch-kulturwissenschaftlichen Europaforschung in den Bereichen der Sexualaufklärung und der Museologie engagiert.

THOMAS BALLHAUSEN

lebt als Autor, Kultur- und Literaturwissenschaftler in Wien und Salzburg. Er ist international als Herausgeber, Vortragender und Kurator tätig. Zuletzt erschien sein Buch *Transient. Lyric Essay* (Edition Melos, Wien).

ALESSANDRO BARBERI

ist Chefredakteur der ZUKUNFT, Bildungswissenschaftler, Medienpädagoge und Privatdozent. Er lebt und arbeitet in Magdeburg und Wien. Politisch ist er in der SPÖ Landstraße aktiv. Weitere Infos und Texte online unter: <https://lpm.medienbildung.ovgu.de/team/barberi/>

Inhalt



REISHI DETAILAUFNAHME 5
© ELISABETH ÖGGL 2019
WWW.ELISABETHOEGGL.ORG

- 6 Es war einmal das Lesen ...?**
VON BIANCA BURGER
- 14 The Great Awakening – oder: Aufwachen, später.**
VON LENA WIESENFARTH
- 20 „Es ist natürlich ziemlich grausam.“
Zu Elfriede Jelineks Hörspiel
Die Bienenkönige (1976)**
VON JOHANNA LENHART
- 26 Mal einfach weinen bei einer Bundestagsdebatte**
VON CLAUDIA LEHMANN & KONRAD HEMPEL
- 34 Spot On A Long Road**
VON ZARAH WEISS
- 38 Die dunklen Jahre (Auszug)**
VON FRIEDERIKE MANNER



VA Verlag

Es war einmal das Lesen ...?

In ihrem Review Essay beschäftigt sich **BIANCA BURGER** mit der Frage nach der Zukunft des Lesens. Die Stimmen, welche vor einem Verfall dieser Kulturtechnik warnen, werden immer lauter. Schuld an diesem Umstand soll vor allem die zunehmende Digitalisierung sein, die geradezu als Feind des Intellekts gesehen wird. Dass diese Abwehrhaltung kontraproduktiv ist, wird im folgenden Text schnell deutlich. Burgers Ausführungen kreisen unter anderem um lesende Madonnen, neue Studienrichtungen, die Digitalisierung und YouTube ...

I.

Lesen und Schreiben zählen zu den elementarsten Kulturtechniken, die unser gesamtes Leben auf unterschiedlichste Art und Weise durchdringen. Seit Längerem gibt es jedoch Stimmen, die auf Grund der zunehmenden Digitalisierung vor einem Verlust bzw. einem Rückgang des Lesens und von Büchern warnen. Eine Tagung, die 2018 in München zum Thema *Wie wir lesen – Zur Geschichte, Praxis und Zukunft einer Kulturtechnik* stattfand, beschäftigte sich genau mit dieser Frage. Die Inhalte der Tagung werden nun in einer auf zehn Bände angelegten Reihe veröffentlicht. In diesem Review Essay mit Denkanstößen, warum die Digitalisierung nicht nur Fluch, sondern Segen sein kann, stehen die Abhandlungen von Werner Sollors zur *Schrift in Bildender Kunst. Von ägyptischen Schreibern zu lesenden Madonnen* und Klaus Beneschs Gedanken zum *Mythos Lesen. Buchkultur, Geisteswissenschaften im Informationszeitalter*, im Mittelpunkt.

II.

Dass das Buch heute einen anderen Stellenwert genießt, als dies in früheren Jahrhunderten der Fall war, ist unumstritten. Lange Zeit waren gut gefüllte Bücherregale Statussymbole der intellektuellen Elite. Heute hat dies Seltenheitswert und ist in Privathäusern rar gesät. *Wie* wichtig Bücher einst waren und welche Symbolkraft sie hatten, zeigt sich an bildlichen Darstellungen. Werner Sollors Essay geht nicht nur der Frage nach, wie sich Text, Buch und Bild zueinander verhalten, sondern erörtert, was passiert, wenn in Bildern oder auch bei Objekten, Worte, Texte bzw. Bücher abgebildet sind, und ob es beispielsweise einen Unterschied macht, wenn die Schrift im Bild lesbar ist oder nicht.

Besonders häufig finden sich lesende Figuren in biblischen Darstellungen. Eine fast schon klassische Szene, in der das Buch und das Lesen eine prägende Rolle einnehmen, sind Verkündigungsdarstellungen. Seit Mitte des 9. Jahrhunderts wird Maria dabei überwiegend lesend gezeigt, obwohl sich in der Heiligen Schrift kein Hinweis dazu findet, dass Erzengel Gabriel sie lesend bzw. mit einem Buch vorfand. In Darstellungen vor 860 ist dem auch nicht so; in Bildern vor dieser Zeit wird die Mutter Gottes am Spinnrad sitzend gezeigt. Zurückzuführen ist diese Veränderung in der Darstellungstradition, von Maria am Spinnrad hin zur lesenden Maria, auf das Evangelienbuch von Otfried von Weißenburg aus dem 9. Jahrhundert: er hat die Mutter Jesu' in seinem Gedicht gedelt, was durch das Buch als Symbol deutlich wird – von der ehemals armen Näherin, hin zu einer Edeldame, die lesen kann.

III.

Lesende Frauen-Figuren sind nicht nur Darstellungen aus der Bibel vorbehalten, es gibt sie ebenso in Bildern mit weltlichen Motiven. Jedoch lesen die weiblichen Protagonistinnen, beispielsweise bei Jan Vermeer, keine Bücher oder biblische Texte, sondern häufig Briefe. Was sowohl für weltliche, als auch religiöse Darstellungen gilt, ist, dass die Lesbarkeit der Worte oftmals absichtlich vermieden wurde, um dem/der Betrachter*in das Gefühl zu vermitteln, den Text mit den Augen eines/einer Analphabeten/Analphabetin zu sehen.

Wie aber finden nun Texte oder einzelne Wörter Eingang in die Kunst? Dies geschieht auf unterschiedlichste Art und

Weise und beschränkt sich nicht immer auf das Bild direkt. Entweder wird ein geöffnetes Buch gezeigt, das auch noch leer sein kann, oder Worte am Bildrand, die das Dargestellte sowohl stören als auch unterstreichen können, aber auch Bildtitel oder begleitende Texte zählen dazu und können das Verständnis eines Bildes erheblich beeinflussen – genauso wie die Rahmenbedingungen beim Lesen Einfluss auf die Rezeption haben; es macht einen Unterschied, ob man selbst liest, vorgelesen bekommt oder im Rahmen eines Seminars liest.

IV.

Während das Buch sowie das Lesen also seit frühester Zeit ihren Niederschlag auch in der Kunst gefunden haben, wird heute, wie bereits erwähnt, immer öfter von einer Krise der Buch- bzw. Lesekultur gesprochen. Bei genauerer Betrachtung wird deutlich, dass wir uns in einer gespaltenen Welt befinden: auf der einen Seite hat sich das Lesen auf so viele Bereiche des Lebens ausgedehnt, *Twitter*, *Facebook*, Blogs, Filme bzw. die Drehbücher dazu, auf der anderen Seite wird immer weniger Zeit dafür aufgewendet und die Aufmerksamkeit mit der gelesen wird, nimmt ab.

Die Schuldigen für dieses Dilemma sind ebenfalls schnell ausgemacht: Streamingplattformen und soziale Medien sollen für den Untergang dieser Kultur(technik) verantwortlich sein. Aber ist dem wirklich so? Klaus Benesch zitiert in seinem Essay zum Mythos des Lesens den Text *How to read* von Ezra Pound aus dem Jahre 1929. Dieser stellt bereits zu diesem Zeitpunkt, Ende der 1920er-Jahre, fest, dass solch eine Krise schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts bestehe. Also trifft *Facebook*, *Netflix* und Co. doch keine Schuld?

V.

Gleich zu Beginn können wir festhalten: Lesen unterliegt und unterlag seit jeher einem Anpassungsprozess an die Gegebenheiten. Schreiben und Lesen sind in einem ständigen Umbruch – denken wir nur an all die heute nicht mehr gebräuchlichen und teilweise nur schwer oder gar nicht mehr lesbaren (Hand-)Schriften. Auch wir schreiben heute sehr selten noch per Hand, oder wann haben Sie zuletzt einen handgeschriebenen Brief per Post verschickt?

Unabhängig davon, um welche Art der Neuerung/Veränderung es sich handelt, man begegnet ihr immer mit gro-

ßer Skepsis. Als sich Anfang des 19. Jahrhunderts die Zahl der Bücher auf dem Markt exponentiell vergrößerte, wurde die Kritik an der immer größer werdenden Titelvialität und Auflagenhöhe, gerade vonseiten der „Kultivierten“, immer lauter. Die Konsequenz war ein verändertes Leseverhalten. Leser*innen haben begonnen sich auf bestimmte Genres zu konzentrieren und/oder viel oberflächlicher zu lesen. Ein Buch wurde nun nicht mehr studiert oder mehrfach gelesen, was für die intellektuellen Eliten dieser Zeit ein Affront sondergleichen war. Lange Zeit war eine gut gefüllte Bücherwand mit literarischen Klassikern eine Art Statussymbol und Wenigen vorbehalten. Diese Zuschreibung, wonach Lesen und Bücher etwas Elitäres sind, ist in Zügen bis heute präsent. Dabei ist gerade dies ein Trugschluss. In kaum einer anderen Zeit war der Zugang zu Büchern so leicht möglich wie heute und es wird auch sehr viel gelesen, nur eben nicht mehr ausschließlich Bücher.

Die Menschen lesen also nicht weniger, aber sie greifen erst in letzter Instanz zum Buch. Nämlich dann, wenn uns die Fülle an digital zugänglichem Material überfordert. Vorausgesetzt wir gehen davon aus, dass Lesen nicht nur als Freizeitbeschäftigung, sondern als Teil der wissenschaftlichen Arbeit gesehen wird. Wo Benesch hier die Grenze zieht, wird nicht immer ganz deutlich. Ein Aspekt, der für beide Arten nicht außer Acht gelassen werden darf und sicherlich mitentscheidend für die sich verändernde Lese- und Buchkultur ist, ist jener der Zeit. Sowohl das Schreiben von Büchern, als auch deren „Studium“ erfordert Zeit – je nachdem sogar sehr viel Zeit, die viele in unserer hektischen Welt nicht haben oder nicht aufbringen wollen. Es ist (manchmal auch nur scheinbar) zeitsparender mittels Suchmaschinen nach Unterlagen oder Büchern zu suchen und wer war nicht schon froh darüber, dass sich PDF-Dateien leicht und schnell nach Stichworten durchsuchen lassen?

Wir befinden uns in einem steten Wandel, die Augen davor zu verschließen, hält diesen nicht auf und macht ihn auch nicht ungeschehen. Das Lesen ist nicht verloren gegangen und es wird nicht verloren gehen – es wird sich nur weiter verändern, anpassen und neue Erfahrungen mit sich bringen. Benesch führt in seinem Essay das Beispiel einer Kolumnistin an, die Marcel Prousts Werk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* auf ihrem Smartphone las. Ihre Leseerfahrung war dabei eine ganz besondere, weil es eine noch stärkere Entschleunigung mit sich brachte, als es beim traditionellen Lesen ohnehin der Fall ist.



MARCEL PROUST
AUF DER SUCHE NACH DER
VERLORENEN ZEIT
Berlin: Suhrkamp
5200 Seiten | € 49,95
ISBN: 978-3518468302
Erscheinungstermin: September 2017

VI.

Wie bereits angesprochen, hat ein neues Leseverhalten auch Auswirkungen auf Berufstände und Wissenschaften. Als Beispiel können die Geisteswissenschaften und hier vor allem die Geschichtswissenschaft herangezogen werden. In ihren Reihen wird vorwiegend für das klassische, universitäre, kritische Lesen plädiert, liegen doch viele der Forschungsgegenstände oftmals nur in Buchform oder als Zeitschriftenaufsätze vor und lassen sich folglich nur lesend erschließen. Im Bezug darauf wirft Benesch jedoch die Frage auf, was passieren würde, wenn sich die Geisteswissenschaften weniger über die Lektüre der Texte und viel mehr über einen öffentlichen Ideenaustausch definieren würden. Eine, wie ich finde, absolut berechtigte Frage. Hat die Geschichtswissenschaft nicht ein ähnlich verstaubtes Image wie das Lesen?! Um diesem Umstand beizukommen, gilt es, sich zu öffnen, an die Öffentlichkeit zu treten und Forschung bzw. ihre Ergebnisse für alle zugänglich zu machen. Dies beginnt nicht zuletzt bei der Sprache. Texte, die überhäuft sind mit Termini, die es erfordern, selbst studiert zu haben, werden wieder nur einer kleinen Gruppe offen stehen. Einen ersten Schritt in Richtung Öffnung hin zur Allgemeinheit unternimmt das neue Feld der „public humanities“. In ihren Reihen gibt es eine Konzentration auf die Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Es erfolgt eine kritische Bestandsaufnahme der eigenen Forschung und es wird versucht, die Zirkulation des Wissens innerhalb der Universitäten, aber auch der Gesellschaft, zu intensivieren. Die „public humanities“ sind ein groß angelegtes, fächerübergreifendes Outreach Programm, in dem sich Studierende und Universitätslehrer*innen mit nicht-akademischen Expert*innen zusammenschließen, um damit den Dialog mit der Öffentlichkeit zu gewährleisten. Dieses neue Programm ist derzeit (leider) erst im anglo-amerikanischen Raum vertreten, aber die Geschichtswissenschaft in unseren Breitengraden sollte etwas Vergleichbares ebenso wagen – hinaus aus den elitären Hörsälen, hin zu den Menschen, ganz

nach dem Motto und frei nach August Bebel: Nur wer die Vergangenheit kennt, kann die Gegenwart verstehen und die Zukunft gestalten.

Wie also kann die Digitalisierung die Geisteswissenschaften im Allgemeinen und die Geschichtswissenschaft im Speziellen bei diesem Schritt bzw. in der Lehre ganz allgemein unterstützen? Die Augen zu verschließen und darauf zu hoffen, dass es einen Retrotrend gibt, ist sicherlich der falsche Weg. Es geht nicht darum einzelne historische Ereignisse mit Likes oder Dislikes bzw. Emojis zu kennzeichnen oder zu bewerten. Aber wäre es nicht von Vorteil, wenn die geleistete (wissenschaftliche) Arbeit nicht nur für einen kleinen Kreis greifbar wäre, sondern über die Grenzen hinaus? Und wie fruchtbar eine verstärkte, internationale Zusammenarbeit sein kann, muss hier nicht extra betont werden. Die Digitalisierung würde die Chance bieten, diese Art der Kooperation zu verstärken, jedoch wird sie noch viel zu selten genutzt – um es wohlwollend auszudrücken.

Um eine möglichst große Bandbreite an Leser*innen, Schüler*innen, Student*innen zu erreichen und den Austausch untereinander zu intensivieren, darf der digitale Wandel und die damit einhergehenden Veränderungen nicht als etwas Negatives oder Bedrohliches abgetan werden. Sehen wir es doch viel mehr als Chance – als Chance zur besseren, internationaleren Zusammenarbeit, als Chance mehr Menschen zu erreichen, als Chance neue Denk- und Lernmuster zu entwickeln. Die sich ergebenden Möglichkeiten müssen genutzt werden, um die Wissensvermittlung auf neue, moderne Füße zu stellen. Bücher und alles was damit verbunden ist, sind nicht mehr die einzigen Bestandteile der kognitiven Verständigung innerhalb einer Gesellschaft und dies gilt es zu verstehen und umzusetzen.

VII.

Als Beispiel dafür, wie die zunehmende Digitalisierung in der Lehre genutzt werden kann, aber auch wie viel Aufholbedarf es gibt, hat sich in der Corona-Krise gezeigt. Plötzlich musste der Präsenzunterricht dem sogenannten „Distance-Learning“ weichen. Ohne Zweifel eine Form, die noch weiter durchdacht werden muss, da auch viele Schüler*innen nicht erreicht werden konnten und sich wieder einmal die Spaltung in der Gesellschaft gezeigt hat – auf der einen Seite Eltern, die es ihren Kindern ermöglichen können, mit dem eigenen Notebook zu lernen und auf der anderen Seite jene,

für die es nicht leistbar ist. Von Raumnöten und Zugang zum Internet einmal abgesehen.

Nichtsdestotrotz hat man hier gesehen, welches Potenzial in der Digitalisierung hinsichtlich des Unterrichts bereits für Schüler*innen aber auch Student*innen steckt, obwohl an der Universität der Einsatz digitaler Lehre zumindest ansatzweise bereits vorher etabliert wurde. Distance-Learning alleine wird (noch) nicht die Zukunft sein. Es wird eine Kombination beider Unterrichtsformen geben müssen und dabei sollte nicht nur der digitale Unterricht, sondern vor allem auch die Präsenzlehre dringend verbessert und an die heutige Zeit angepasst werden. Es muss und soll (noch) gar nicht ohne das gedruckte Buch unterrichtet werden, aber andere Formen haben ebenso ihre Daseinsberechtigung und je mehr sich die Lehre in die Lebensrealität der Schüler*innen und Student*innen einfügt, umso nachhaltiger wird der Unterricht sein. Warum nicht auch einmal ein *YouTube*-Video im Klassenzimmer zeigen, können manche *YouTube*-Inhaber komplizierte Sachverhalte doch besser erklären, als die eine oder andere Lehrperson ...

Schauen wir genauer hin bietet es sich doch geradezu an, moderne und klassische Lehrmethoden sowie Medien zu verbinden. Warum soll das kritische Lesen beispielsweise nicht auch in Form von Beiträgen im Internet und nicht ausschließlich am Buch geübt werden? Der Mehrwert ist offensichtlich: neben einer elementaren Fähigkeit, wie dem kritischen Lesen, wird gleichzeitig der Umgang mit digitalen Medien und Informationen aus dem Netz gelernt.

VIII.

Wie sich zeigt, hat jedes Medium seine ganz eigenen Vorzüge und damit Daseinsberechtigung. Das eine soll nicht dem anderen weichen, sondern ergänzen. So, wie es bereits bei Bild und Text bzw. Bild und Buch der Fall war. Blicken wir auf die heutigen Medien, sehen wir, dass auch hier Bücher, Texte, Lesen oder das Schreiben Eingang finden. So gibt es zum Beispiel Filme und Serien, die sich rein um das Schreiben (bspw. die Kultserie *Sex and the City* oder die von *Netflix* produzierte Serie *Valeria*) und Bücher (bspw. *Tintenherz* oder *Die Bücherdiebin* – gerade diese beiden Filme zeigen, welche Macht Bücher haben können und dass sie uns die Flucht in andere Welten ermöglichen) drehen, oder in denen das Lesen (zum Beispiel *Der Club der toten Dichter* und *Der Vorleser*) an sich eine

große Rolle spielt. Dass einige dieser hier genannten Serien und Filme, Romanverfilmungen sind, unterstützt die Tatsache, dass jedes Medium seine Vor- und Nachteile hat. Denn, wenn man ganz ehrlich ist: die meisten Verfilmungen erfüllen die Erwartungen der Leser*innen nicht – weil die Medien Buch und Film eben anders funktionieren, sie können sich jedoch sehr gut ergänzen. Abgesehen davon, zeigt die Filmbranche, wie man auf die zunehmende Digitalisierung reagieren kann – mittels Streaming erreicht sie ein noch größeres Publikum, als dies rein durch das Kino oder das TV möglich wäre. Dadurch ergibt sich beispielsweise die Möglichkeit in Österreich Serien und Filme aus Ländern wie Israel, Spanien, Portugal etc. zu sehen, die es auf „normalem“ Weg wahrscheinlich nie ins Fernsehprogramm oder in die großen Kinos geschafft hätten.

IX.

Von der lesenden Madonna, hin zu Filmen, in denen Bücher, das Schreiben oder Lesen an sich Hauptbestandteil sind – eigentlich hat sich in der bildlichen Repräsentation dieser Kulturtechnik wenig verändert, rein das Medium in dem dies geschieht und an das die Darstellung angepasst wird. Lesen ist und bleibt elementarer Bestandteil unseres Alltags, genauso wie das Schreiben.

Unbestritten ist jedoch, dass der Stellenwert des Buches abgenommen hat. Wollen wir wieder mehr Menschen zum Bücherlesen – nicht nur in gedruckter, sondern auch in digitaler Form – bewegen, müssen Literatur, Kultur und alles was damit im Zusammenhang steht, von ihrem exklusiven, elitären Charakter befreit werden. Es muss und soll Allgemeingut sein, so wie es andere Medien eben auch sind. Klassisches in die Gegenwart zu überführen, anzupassen und zu ergänzen, die jeweiligen Alleinstellungsmerkmale zu unterstreichen sowie hervorzuheben, das sollte unser Bestreben sein. Wie auch Lehmann/Hempel im vorliegenden Heft betonen, sollten wir Zusammenhänge in der Welt, mit den sich uns bietenden Mitteln sichtbar machen.

Wir müssen die Chance(n) nutzen, die uns die Digitalisierung bietet, um den Anschluss an die Lebensrealität nicht zu verlieren. Oder, um noch einmal auf den Text von Lehmann/Hempel zu verweisen: Uns steht mit der Quantenmechanik eine neue Revolution bevor, während wir noch mit schlechter Internetverbindung kämpfen.

Steht die Lese- und Buchkultur nun vor dem Untergang? Ich würde dies verneinen, sondern davon sprechen, dass das Lesen ein PR-Problem hat, das es zu lösen gilt; es muss von den althergebrachten Institutionen und Denkmustern entkoppelt werden, damit es irgendwann nicht doch heißt: Es war einmal das Lesen ... 

Literatur

- Benesch, Klaus (2020): Mythos Lesen. Buchkultur, Geisteswissenschaften im Informationszeitalter, Bielefeld: Transcript.
- Sollors, Werner (2020): Schrift in Bildender Kunst. Von ägyptischen Schreibern zu lesenden Madonnen, Bielefeld: Transcript.

BIANCA BURGER

ist Redaktionsassistentin der ZUKUNFT und hat sich nach ihrem geisteswissenschaftlichen Studium der Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie der historisch-kulturwissenschaftlichen Europaforschung in den Bereichen der Sexualaufklärung und der Museologie engagiert.



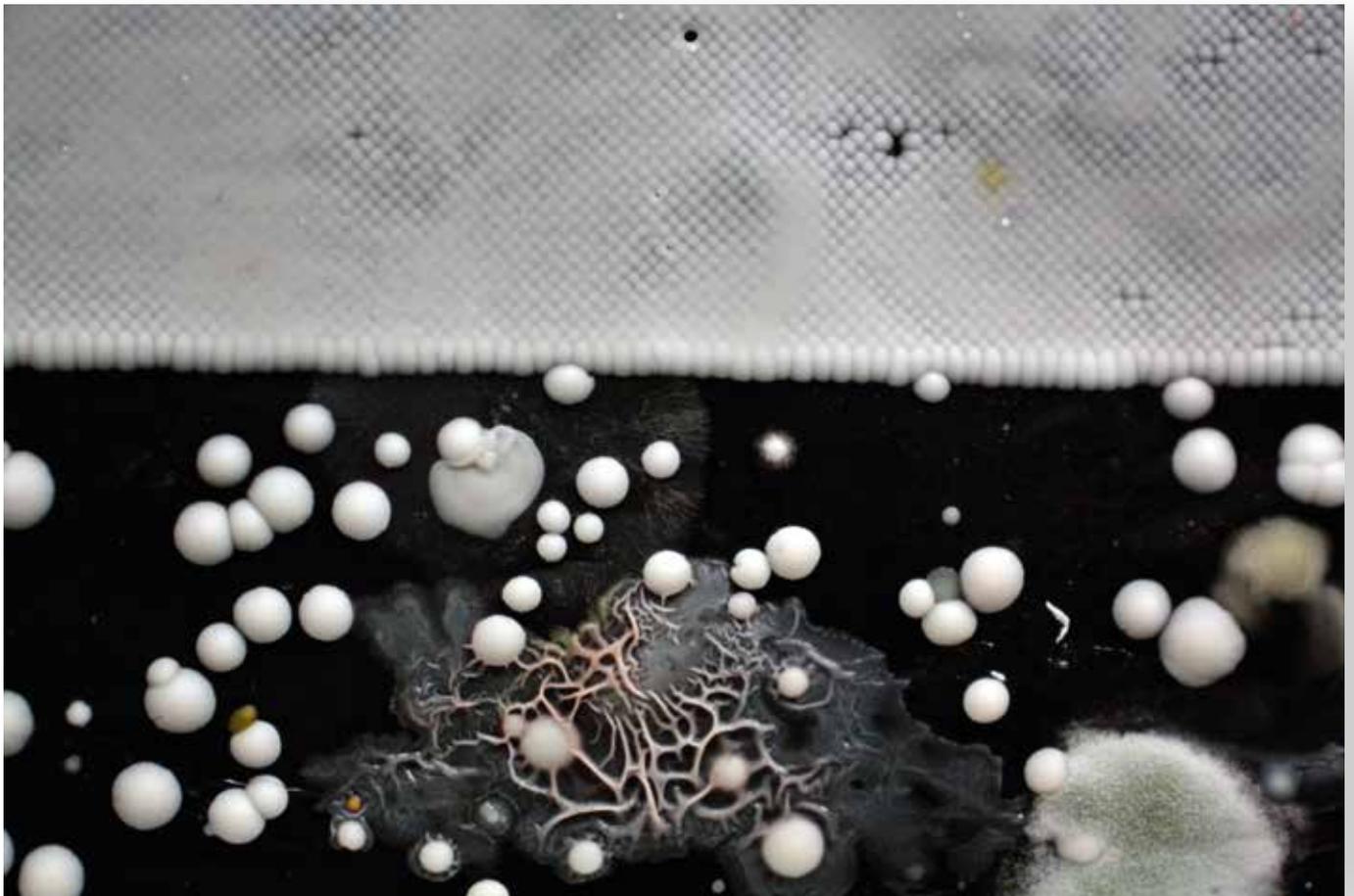
Yeastogramm Detailaufnahme 1

© Elisabeth Öggl 2019, www.elisabethoeggli.org



Reishi Detailaufnahme 1

© Elisabeth Öggl 2019, www.elisabethoeggli.org



Yeastogramm Detailaufnahme 2

© Elisabeth Öggl 2019, www.elisabethoegggl.org

The Great Awakening – oder: Aufwachen, später.

LENA WIESENFARTH'S Essay ist der erneuten Auseinandersetzung mit Ottessa Moshfeghs Roman *Mein Jahr der Ruhe und Entspannung* (2018) gewidmet, um die Wirksamkeit der literarischen Motive von Schlafen und Erwachen in Zeiten des Neoliberalismus herauszuarbeiten. In ihrer Analyse berücksichtigt sie gleichermaßen literaturgeschichtliche Entwicklungslinien wie auch die politischen Implikationen und Konsequenzen einer schlaflosen, geradezu betäubten Gesellschaft im Nonstop-Modus.

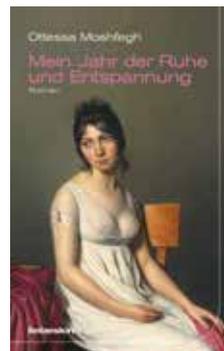
I. EIN SELTSAMER DORNRÖSCHENSCHLAF

Schon Aristoteles war der Meinung, der Schlaf sei gewissermaßen eine Unbeweglichkeit und Fessel der Empfindung, das Erwachen hingegen die Lösung und Befreiung. Auch Jonathan Crary, Kunstkritiker und Essayist, schreibt dem Erwachen die Erfahrung eines erlösenden Moments zu. Begeben wir uns beim Einschlafen in eine Welt jenseits unserer Sinne – denn im Schlaf sehen und hören wir nichts – verbinden wir uns im Erwachen gerade mit jenen Sinnen, die uns nicht nur Menschliches bescheren, sondern auch die Umwelt überhaupt erst wahrnehmen, erfahren lassen. Schlaf, so scheint es, bildet mehr den passiven Teil unseres Lebens, der Wachzustand hingegen die Möglichkeit, aktiv zu werden.

Das Motiv des Auf- oder Erwachens ist dabei nicht neu. Insbesondere die Bibel offenbart zahlreiche Beispiele, in welchen für tot erklärte Menschen wieder zum Leben erwachen – wie aus einem tiefen Schlaf. Auch in Märchen hat der Schlaf eine außergewöhnliche Position. Schneewittchen liegt nur scheinbar im Sarg. Denn in Wahrheit schläft sie nur. Dornröschen verfällt sogar mitsamt dem Schloss in einen hundertjährigen Schlaf. Alle erwachen aber wieder – in eine Welt, die kaum schöner sein könnte. Zurück ins Leben gefunden, verwandeln sich insbesondere die Märchen-Figuren, wachgeküsst, in Prinzen und Prinzessinnen, in Könige und Königinnen, und leben glücklich bis ans Ende ihrer Tage. Der Schlaf mitsamt seinen Motiven wie der Nacht, dem Mond, dem Traum, wird gerade als Narrativ gerne romantisiert. Dass dieses naiv-idyllische Bild vom dystopischen Gehalt längst eingeholt wurde, macht Shakespeare wiederum in seinem Werk *Romeo und Julia* beispielhaft deutlich, in welchem der Schlaf

Julius zum Verhängnis aller wird: als sie erwacht, ist Romeo tot. Der Schlaf kommt insbesondere in der Literatur sehr ambivalent zum Einsatz. Gilt er in der einen Erzählung noch als Heilsbringer und Retter, kann er in der nächsten schon das pure Unglück über Nacht heraufbeschwören. Eines jedoch scheinen die beiden konträren Schlafbilder gemeinsam zu haben: sie alle besitzen die Fähigkeit, die Umwelt aktiv zu verändern.

Ganz im Gegensatz zu unserem Alltag. Fernab von metaphorischen Bildern, schreiben vielmehr Redewendungen wie „man solle doch nicht sein Leben verschlafen“ oder „doch endlich aufwachen“ dem Schlaf pure Passivität zu. Seine ausbleibende Handlungsfähigkeit hat den Schlaf mehr und mehr aus unserem hektischen und durchgetakteten Alltag verdrängt. Und vielmehr zu einem Zustand formiert, in welchem wir uns, losgelöst von unserem Wachzustand, nur noch erholen können. Was bleibt, ist das Bedürfnis, das Begehren nach jenem Ort der Ruhe und Entspannung.



OTTESSA MOSHFEKH
MEIN JAHR DER RUHE UND
ENTSPANNUNG
München: Liebeskind
320 Seiten | € 22,00
ISBN: 978-3954380923
Erscheinungstermin: September 2018

Werfen wir einen Blick in die Gegenwartsliteratur, so blicken wir auf Ottessa Moshfeghs Roman *Mein Jahr der Ruhe und Entspannung*, worin die junge Protagonistin in einer Welt schläft, die sich einer permanenten Wachheit, einem Non-stop längst unterworfen hat. Der Roman schafft dabei einen zeitgenössischen Zugang, indem er poetisch nicht nur extrem aufgeladen, ironisiert und verdreht wird, sondern ein altes Narrativ, den Schlaf, heranzieht, es modernisiert und extremisiert. So schläft die Protagonistin nicht in idyllischer Umgebung gelegentlich ein, wie wir es aus vielen Märchen oder Kinderliedern kennen; auch verweigert sie sich nicht sporadisch zu gegebenem Anlass – diese Protagonistin fordert mit einem ungeheuren, provokanten Schlaf-Projekt heraus, in einer Zeit um die Jahrtausendwende, die den Schlaf einerseits als störenden Zeitfresser eliminiert, zugleich jenen notwendigen Rest in seiner Unverwertbarkeit bricht: ein Jahr schlafen. Sonst nichts. Im Roman wird damit eine Sehnsucht nach der Rückkehr in eine Idylle formuliert, die es in einer Non-stop-Welt, wie wir sie inzwischen kennen, gar nicht mehr geben kann.

Vier Jahreszeiten durchschläft die namenlose Hauptfigur in einem Luxusapartment in New York City, mit dem Ziel und der Hoffnung eines Neustarts. Sie leidet dabei an einer Wirklichkeit, die von Leere und Nichtigkeiten durchzogen ist, in die sie aber unweigerlich und permanent zurückfällt. Die eigene Ruhigstellung in Form des Winterschlaf-Projekts, die pure desillusionierte Resignation, bietet sich scheinbar als einzige (Er-)Lösung, und mutiert zur Verweigerungs- und Anti-Haltung-Strategie, welche sich an einer sozialökonomischen Wirklichkeit zeichnet, die im Verwertungssog einer kommerzialisierten Unterhaltungs- und Beschäftigungsästhetik angesichts ihrer Betäubungsmechanismen immer mehr verschwindet. Ihr Ziel: Zurücklassen – und von vorne beginnen. Aufwachen – und eine neue Welt vorfinden. Der Schlaf und damit auch der Schlafort fungieren dabei als eine Art Reservat, als Refugium. Dem bekannten Dornröschenschlaf gleich, fällt die Protagonistin also in aktiver Passivität in den Schlaf und schläft in ihrem Apartment im Hochhaus wie jene Märchenheldin im Turm. Beide warten auf den ersehnten Retter: Dornröschen auf den Helden in Prinzengestalt, die Protagonistin auf den Schlaf als Heiler seelischer Schäden. Das einem Idyll gleichende Schlafprojekt fungiert bei Ottessa Moshfegh somit als Utopie – und bleibt genau dadurch fiktiv.

Der Schlaf zeichnet dabei unweigerlich die Umriss einer leisen Vorahnung, eines irgendwann in der Zukunft eintre-

tenden und unabdingbaren Moments des Erwachens, des radikalen Umbruchs, das Neuanfänge einfordert. Erwachen ist, so gesehen, eine Form des Plötzlichen, eine Form der Wandlung, *Verwandlung* – und damit mehr als eine natürliche, rein körperliche Notwendigkeit. Man erwacht nicht nur physisch, sondern auch mental – und damit zugleich im übertragenen Sinne. Doch dieses Erwachen wird bei Ottessa Moshfegh negiert. Die Protagonistin plant zwar das große Erwachen nach einem Jahr der Ruhe und Entspannung, erklärt jenes Erwachen jedoch zum Zukunfts-Moment und verschiebt es immer wieder neu. Denn „der Schlaf“, so berichtet uns die Protagonistin, „hatte meine schlechte Laune, meine Ungeduld, meine negativen Erinnerungen noch nicht geheilt“. In Anbetracht der Tatsache, dass die Wirklichkeit den Schlaf bei Moshfegh in der Retrospektive als Utopie entlarvt – „ich glaubte, er würde mir das Leben retten“ – und trotz aller Verweigerung dennoch vereinnahmt, zeigt sich die Unausweichlichkeit eines tatsächlichen Erwachens. Doch dieses Erwachen ist schwerer als gedacht:

„Aber aus diesem Schlaf wieder aufzuwachen war eine Qual. Mein Leben zog in der unangenehmsten Art und Weise vor meinem inneren Auge an mir vorbei, mein Kopf füllte sich wieder mit den ganzen langweiligen Erinnerungen, mit sämtlichen banalen Details, die mich an den Punkt gebracht hatten, an dem ich jetzt war.“

Dass ein Aufwachen also notwendig ist, dass es irgendwann zu einem Muss wird, da sich das Schlafprojekt sonst in einer unendlichen Absurdität verlaufen würde, macht sich schon in Ludwig Tiecks Novelle *Des Lebens Überfluss* bemerkbar. Während seine Protagonistin Klara sich noch die Frage stellt, was „diese sogenannte Zukunft“, die da immer näher rückt, wohl bringen wird – „denn diese sogenannte Zukunft rückt doch irgendeinmal in unsre Gegenwart hinein“, beruft sich die Hauptfigur bei Ottessa Moshfegh vielmehr auf die Gegenwart und erkennt allein im Sinn des Schlafaktes und dem damit einhergehenden Ausblenden der Realität den einzigen Sinn, der wie von selbst alles, nach einem Jahr der Ruhe und Entspannung, zum Guten wenden lässt.

II. THE GREAT AWAKENING

Dass das Erwachen auch im historischen Kontext verstanden werden kann – man denke dabei an das Große Erwachen (*The Great Awakening*), die protestantische Bewegung ab 1730 innerhalb der britischen Kolonien in Amerika, die eine er-

neute Begeisterung für das Christentum intendierte – und sogar im politischen Sinne, ist dabei nicht neu. Mit Wahlparolen wie „Deutschland erwache!“ führten bereits die Nationalsozialisten Propaganda in den frühen 1930er-Jahren. Und ganz aktuell in Corona-Zeiten sprechen Politiker*innen wie der CSU-Parteivorsitzende Markus Söder im Wahldebakel vom sogenannten *wake-up-call* – einem dringend notwendigen Weckruf für die Union und die anstehende Bundestagswahl, die „nicht mit dem Schlafwagen“ zu gewinnen sei. Dieser metaphorische und zugleich bildliche Ausdruck für ein Geschehnis oder einen Vorfall, das aktiv Änderungen, Umbrüche oder Maßnahmen einfordert, zeigt: der *wake-up-call* ist eigentlich auch ein *call-to-action*. Schlafen und Erwachen stellen damit keine Gegensätze, sondern zwei symbiotische Zustände dar.

Auch bei Ottessa Moshfeghs Protagonistin findet am Ende ihres Schlafprojekts eine Art *wake-up-call* statt, der die Zeitwende eines aufkommenden Terrors nicht nur anleitet, sondern mit 9/11 ein Gesicht bekommt. Das Erwachen aus dem Winterschlaf wird am Ende des Romans mit dem Einsturz des World Trade Centers plötzlich in den politischen Diskurs erhoben. Und da ist sie: die schöne, neue Welt, die schon Aldous Huxley in seinem gleichnamigen Roman dystopisch und zynisch formuliert, und in die die Hauptperson nun, nachdem sie monatelang nur handlungsunfähig schlief, erwacht. Die Allegorie des Terrors durch das Bild des 9/11 offenbart dabei nicht nur eine bis dahin verleugnete Gegenwart, sondern zeigt zugleich auch die Illusion in Form einer entsprechenden Selbsttäuschung einer Wirklichkeit, der wir als Gesellschaft selbst zuteil sind und selbst zu verantworten haben. Mit ihrem Schlaf-Projekt und dem sinnbildlichen Augenverschließen, Nicht-Sehen-, Nicht-Hören- und Nicht-Wissen-Wollen von Realitäten, macht die Protagonistin auf etwas aufmerksam, was heute inzwischen überall in der westlichen Welt zu finden ist: Die Gesellschaft hat es mittlerweile geschafft, sich selbst einzuschläfern. Ein künstlicher Dornröschenschlaf.

Im Roman fungieren insbesondere Psychopharmaka, synthetische Drogen, Alkoholsucht oder auch vermeintlich harmlose Zigaretten bis hin zu exzessivem Fernsehkonsum als jene Betäubungsmittel, die Einfluss auf unseren Bewusstseinszustand und auf unsere Wahrnehmung haben. Die tägliche Dosis Beruhigung befördert die Protagonistin geradewegs in einen unaufhörlichen *sleep mode*. Die Wirklichkeit wird geleugnet durch den Entzug jener Realität, die es künstlich wegzuschlafen gilt. Jener schläfrige Zustand bei Ottessa Moshfeghs Protagonistin bringt damit die Erschöpfung, die Ent-

täuschung und die Melancholie einer postrevolutionären Epoche zu Tage, die im Nonstop-Modus einerseits keinen Schlaf, keine Ruhe mehr findet, andererseits in genau diesem Nonstop-Modus wie betäubt, wie schlafend verharrt und längst den Blick aufs Wesentliche, auf sich selbst verloren hat.

Die Verdrehung einer im übertragenen Sinne gemeinten Bedeutung zeigt sich bei Ottessa Moshfegh somit im wörtlichen Sinne; Einschlafen und Aufwachen werden im Roman durch das sinnbildlich Gesprochene verkörpert. Wird der Schlaf bei Moshfegh zwar durchaus als notwendige Erholung proklamiert, in einer Welt, die nonstop wach scheint, wird er dennoch ebenso stark devalviert, als im Buch eine Welt gezeichnet wird, die sich in jenem wachen selbstzerstörerischen Akt so berauscht, dass diese schon wieder ins absolute ironisch verdrehte Gegenteil, nämlich in einen lethargischen, schläfrigen Bewusstseinszustand kippt, aus dem es wiederum schier kein Aufwachen mehr geben kann.

Der Roman spiegelt literarisch jene gesellschaftliche Lethargie, die sich am Ende extrem zuspitzt und in seiner Utopie aggressiv gebrochen wird. So geschieht nicht nur das einschneidende, aus dem Nichts geschehende, schreckliche Ereignis um die Jahrtausendwende mitten in einer scheinbar heilen und friedlichen westlichen Gesellschaft, welches dabei die gesamte Welt erschüttern lässt, sondern wird in *Mein Jahr der Ruhe und Entspannung* wiederum ad absurdum geführt, als die Protagonistin ihre Freundin Reva auf einer Übertragung der Geschehnisse am 11. September 2001 auf dem Bildschirm eines Fernsehgeräts zu erkennen glaubt. Obwohl wir spätestens hier davon ausgehen, dass die Protagonistin nun final erkennen sollte, dass Weiterschlafen ab diesem Punkt schlichtweg unmöglich ist, wird dieses fürchterliche und reale Geschehnis hier einfach umgepolt – es wird zu einem digital erlebbaren „Event“, dessen Wirklichkeitsgehalt durch das Fernsehen nur mehr als aufscheinendes Moment einer Realität funktioniert, die vom Fernsehen längst abgelöst wurde. Die unterschätzte Macht des Fernsehens zeigt sich bei Ottessa Moshfegh hier in seiner stärksten Dimension: steht zu Beginn noch die Betäubung durch das Fernsehen als einer der „Möglichmacher“ ihres Schlafprojektes im Zentrum, wird am Ende durch jenes Fernsehen die Vorstellbarkeit einer „wahren Welt“, und damit auch die Notwendigkeit des Aufwachens beseitigt und als überflüssig proklamiert. Was übrig bleibt, ist die Übertragung einer Realität in eine mediale Wirklichkeit, die in seinem Wahrheitsgehalt verschwindet und zur Fiktion wird. So beobachtet die Protagonistin den Einsturz des World

Trade Centers wie einen Film. Das Verweigern der „wahren“ Realität lässt somit jene blinde Lebensweise einer Gesellschaft in einer Sinnlosigkeit erstrahlen, die durch den Sprung von Reva aus dem World Trade Center aufgeschüttelt wird. Das nicht rechtzeitige beziehungsweise zu späte Erwachen zeichnet dabei nicht unbedingt Schrecken, sondern vielmehr einen Verlust, der sich, da real und eben kein Film, jeglichem Rückwärtsgang verwehrt: „Aber Reva kam bei dem Anschlag ums Leben. Reva gab es nicht mehr.“

So zeigt auch das Ende des deutschen Spielfilms *Unter dir die Stadt* (2010) das gerade erwachte Affärenpaar im Bett eines Hotelzimmers, während auf der Straße die Massenpanik losgeht. Auch im Spielfilm *Die Träumer* (2003) findet sich ein apokalyptischer Versuch, der mit dem Erwachen in Gewalt, Angst und Panik endet und vor den Unruhen von 1968 in Paris steht. Das bildliche Aufwachen verkörpert damit einerseits die Problematik einer zugrunde gehenden Welt und lässt zugleich die Idee einer Reformation entstehen, die in ihren Keimen jedoch oft erstickt. Insbesondere in den USA ist endzeitliches Denken stark präsent. Diesen Charakter greift auch Ottessa Moshfegh auf und formiert ihn als Paradigma einer politischen Bewegung.

„Ich konnte die Düsenflieger schon über mich hinwegdonnern hören, hörte das Grummeln in der Atmosphäre meines Gehirns, mit dem alles aufreißen und die Zerstörung in Rauch und Tränen verschwinden würde. Ich wusste nicht, wie das neue Ich aussehen würde. Das machte nichts.“

So siedelt sich ihr Roman (oder vielmehr das Schlafprojekt) an zwischen einer endlichen Zeit der Verwüstung und Selbsterstörung, die in ihrer Bedeutung als kapitalistische Konzeption vom Ende der Welt zu einer modellierten Transformation findet, am Ende beziehungsweise am Anfang eines Jahrtausends, das in seinem politischen Akt nicht stärker aufgeladen sein könnte; und zugleich einem erhofften Neuanfang, womit, durch das finale Erwachen der Protagonistin im Frühherbst 2001, auch ganz Amerika zwangsläufig erwachen muss. Aber ist ein tatsächliches Erwachen überhaupt möglich?

III. „THOSE WHO DON'T WANT TO CHANGE, LET THEM SLEEP“ (RUMI)

Am Ende des Romans wird, mit beinahe purer Ironie, deutlich, dass statt der Protagonistin, deren Freundin Reva – vom bisherigen Drang nach Perfektion „schlafend“ gehalten

– erwacht. Der Untergang, der jener Freundin, „die aus dem achtundsiebzigsten Stockwerk des Nordturms springt“, wortwörtlich vor Augen steht, weist dabei ein Erwachen in grotesker, beinahe makabrer Form auf, das nur durch den Sprung in den Tod möglich wird. Und auch erst jetzt, an dieser Stelle im Roman zum ersten Mal, im Anblick ihrer in den Tod springenden Freundin, vermag die Protagonistin Revas Schönheit und deren wahres Ich zu erkennen. Zugleich deutet sie auch durch jenen Sprung eine Klarheit, die sie – von Revas bisher von oberflächlicher Schönheitsbesessenheit und grenzenlosem Optimierungswahn getrüben, und nun, durch den Sprung ins Aus, klaren Blick für die Realität, – Ehrfurcht ergreifen lässt: „nicht weil sie wie Reva aussieht und ich glaube, dass sie es ist, oder fast, und nicht weil Reva und ich befreundet waren oder weil ich sie nie wiedersehen werde. Sondern weil sie schön ist. Da ist sie, eine Frau, die ins Unbekannte taucht, und sie ist hellwach.“

Die Freundin, die alles andere als schlafende Tage verbrachte im „Jahr der Ruhe und Entspannung“, stirbt. Die Hauptfigur überlebt. Als Dauerschlafende entkommt sie dem harten Schicksal des Terroranschlags. Nun stellt sich hier jenes Paradoxon, welches das ambivalente Bild des Schlafs als Glücksbringer und zugleich Unglücksbringer widerspiegelt, und das – einerseits durch den Zustand des Schlafens – ihr das Leben rettet, andererseits der Freundin, die nicht rechtzeitig erwachte, das Leben nimmt, und die Protagonistin zugleich weiterhin im betäubten Zustand gefangen hält. Denn vollständig erwachen tut sie nicht. Stattdessen finden sich Reste und Spuren eines gescheiterten Schlafs, der in seiner Transformation zum Wachzustand verharret. Dieses Erwachen gleicht also weiterhin mehr dem Zustand einer Trance, eines Halbschlafs, der zwischen Realität und Traum wechselt. Das permanente Changieren dieser beiden Zustände – des Wachzustands und des Schlafzustands – mündet irgendwann in einer Verschmelzung. Und so bemerkt die Protagonistin, dass „wenn ich wach war, dann nicht richtig, sondern in einem trüben, wirren Zwischenstadium, nicht ganz Realität, nicht ganz Traum.“

So fällt sie ständig „erschöpft in einen unruhigen Halbschlaf, nie mehr als einen Zentimeter vom Bewusstsein entfernt“. An anderer Stelle heißt es: „Ewigkeiten verstrichen in Halbstundensegmenten. Es kam mir vor, als würde ich diese Serien mehrere Tage am Stück gucken, ohne je einzuschlafen. Gelegentlich verwechselte ich Schwindel und Übelkeit mit Schläfrigkeit.“

Im großen Schlafprojekt der Protagonistin zeigt sich daher ein Vorher und Nachher – gleich der historischen Spaltung nach 9/11, „and the fact that there was one city before and one city after“, wie es die Moderatorin Lena Dunham im Gespräch mit der Autorin formulierte, – nivelliert jene Unterschiede jedoch gerade dadurch, dass der Zustand des betäubten Verharrens nach wie vor existiert. Gegen jegliche Erwartungshaltungen der Leser*innen, dass auch die Protagonistin eines Tages vollständig erwachen wird, stellt sich am Ende eine ernüchternde Stagnation ein; das Moment eines vollständigen Entzugs aus der Realität misslingt ebenso, wie das vollständige Erwachen. Und die erwartete Heilung der Hauptakteurin, das erwartete goldene Zeitalter, bleibt aus.

IV. MORGEN WACHE ICH AUF

„Wache endlich auf“ lautet jene alte Redewendung, die uns sinnbildlich zu verstehen gibt, sich der Realität zu stellen. Und aktiv zu werden. Im Weltdiskurs 9/11 zeigt sich diese Problematik und Notwendigkeit in seiner aufklärerischen Position. In *Mein Jahr der Ruhe und Entspannung* stellt sich somit das Schlafprojekt als Verschlafen einer zeitgenössischen sozial-ökonomischen Wirklichkeit dar, dessen metaphorischer Topos des Erwachens nicht mehr nur im Roman, sondern auch im gegenwärtigen Kontext unserer Zeit funktioniert. Als Ausdruck einer Kritik an einer gesamten Gesellschaftsordnung besticht dieser Schlaf im Roman also in seiner Aktualität gerade heute in Zeiten von gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Umbrüchen und Herausforderungen, wie der Corona-Krise und ihren Verschwörungsanhänger*innen, Rechtspopulismus, dem globalisierten Kapitalismus mit all seinen Problemen, Klimakatastrophen und Atomabkommen. Auch in der Vergegenwärtigung unseres alltäglichen Handelns offenbart sich das Aufwach-Motiv – etwa in Bezug auf unsere immerwährende mediale Präsenz und selbstverständlich gebilligte Datenkontrolle, unser Konsumverhalten – von der exzessiven Smartphone-Nutzung über Lebensmittelverschwendung und Lebensmittelqualität bis hin zu Netflix & Co., die uns mit den besten Filmen, den atemberaubendsten Ausflugszielen, den meistgefragtesten Trends versorgen. Ob der Verwirrung und Überflutung an Möglichkeiten geschuldet, oder einfach der Tatsache, dass wir uns in einem ständigen Produktivitäts- und Konsumrausch befinden: Das entscheidende Kriterium unserer durchkommerzialiserten Alltags- und auch Schlafpraktik des permanenten „Müssens“, gefolgt von einer immer größer werdenden Liste von sozialen Anforderungen, ist

dringend reformbedürftig. Die eigene Verantwortung, die wir doch eigentlich haben könnten, haben wir längst abgegeben. Was wir nicht hören wollen: die Glocken, die schon Bruder Jakob überschlief. Doch wie können wir das ändern?

„Bruder Jakob, Bruder Jakob,
Schläfst du noch? Schläfst du noch?
Hörst du nicht die Glocken?
Hörst du nicht die Glocken?
Ding dang dong, ding dang dong.“

Aufwachen, und damit gemeint ist eine Veränderung, ein Umdenken, ein bewussterer Umgang mit uns selbst, so zeigt sich, die unabdingbar wurde. Die Realität, die in ihrer Bedeutung und zukünftigen Auswirkung nicht einfach (weiter) ignoriert werden kann, fordert ein Bewusstsein und eine Auseinandersetzung mit dergleichen ein. Doch die Kraft dazu, überhaupt aufwachen zu können, finden wir nicht im Wachzustand. Aufwachen kann nur, wer nicht permanent wach ist, kann nur, wer schläft. Das Bewusstsein, das uns durch das Aufwachen ermöglicht wird, wird nicht im wachen, sondern vielmehr im unbewussten Zustand generiert. Und da sind wir wieder: bei unserem ambivalenten Verhältnis zum Schlaf. Denn während die einen nicht nur ihr halbes Leben im wörtlichen, sondern auch im übertragenen Sinne verschlafen, schaffen es die anderen nicht, sich jene Ruhe, jene Erholung und jenen Stillstand zu gönnen, der, um überhaupt aufwachen zu können, so notwendig geworden ist. Dabei ist es der Schlaf, der uns in seinem Zustand des Stillstands zu mehr Stabilität verhilft, und gerade im bewussten Umgang mit dem Unbewussten neue Zugänge, neue Denkweisen und eine Aktivität erst ermöglicht. Nur wer ausreichend schläft, kann aufwachen, erwachen, wieder wach(sam) sein. Mein Vorschlag also wäre: Schlafen wir mehr. Und lernen wir, rechtzeitig aufzuwachen und dieses Wechselspiel beizubehalten. 

LENA WIESENFARTH

ist Literatur- und Kulturwissenschaftlerin und forscht zum Verhältnis
Schlaf und Arbeit an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.



Reishi Detailaufnahme 2

© Elisabeth Öggl 2019, www.elisabethoeggl.org

Spot On A Long Road

In ihrer prägnanten Erzählung überblendet die Autorin **ZARAH WEISS** die Lesbarkeit von Landschaften, (Charakter-)Eigenschaften und Körpern. *Spot On a Long Road* reflektiert mit den Mitteln der Literatur und ihrer Geschichte, was es bedeuten kann, eine Gegend oder auch einen Menschen kennenzulernen – oder gar zu kennen.

Niemand ist auf der breiten, erdigen Straße, die Wiesen neben uns verdorrt und gelb, nur einzelne Vorgärten gepflegt; ein Surren liegt in der Luft.

Ich habe Gänsehaut an den nackten Beinen, die Klimaanlage des Campervans läuft auf Hochtouren; ich ziehe die Beine an und schlinge meine Arme um sie, blicke aus dem Fenster, „So verrückt, dass Du hier schon mal warst, vor acht Jahren“, sage ich noch einmal zu Alex, weiß nicht, wie oft ich es schon zu ihm gesagt habe, seitdem wir in den kleinen australischen Ort eingefahren sind; dieser Ort inmitten der Steppe.

Einmal ganz herumgefahren sind wir in Schrittgeschwindigkeit, am Ortsausgang markiert ein Schild die nächste Stadt: noch 70 km.

Wenn wir später weiterfahren, wird da erst einmal 70 km nur Steppe sein, immer tiefer ins Land hinein, so kommt es mir vor, dabei ist es nur ein winziges Stück. Alice Springs ist immer noch eine Tagesreise vom Ayers Rock entfernt, hat Alex erzählt, und diese unendliche Weite, die sich da auftut, lässt mich ganz erhaben fühlen; wir fahren und fahren und sehen niemanden, nur Weite. Dafür bin ich doch hergekommen, für diese Erfahrung, nicht für die Städte, sondern, um die Größe und Weite zu spüren.

Im Radio laufen irgendwelche Dance-Charts, Alex hat sein Handy angeschlossen und ich habe nicht protestiert; ich kurbele das Fenster etwas herunter, es ist mir doch zu kalt. Langsam strecke ich einzelne Finger aus dem Fenster, dann schließlich die ganze Hand, den ganzen Arm. Alex schaltet die Klimaanlage aus und starrt geradeaus, sieht nicht auf die Häuser, die langsam an uns vorbeiziehen, die leere Straße.

„Wovor hast Du am meisten Angst?“, fragt er mich.

Ich drehe ruckartig den Kopf herum, starre ihn an, er wirft

mir nur einen flüchtigen Blick zu, fährt weiter, ganz langsam. Noch nicht einmal aus dem Fenster schauen die Leute, um zu sehen, wer hier so elendig langsam durch ihren Ort fährt.

Wovor habe ich am meisten Angst? Davor, allein zu sein im Leben vielleicht? Davor, eine wichtige Person zu verlieren? Vor Kriegen, Hass, dem Wandel der Welt? Davor, eigentlich nicht gut in dem zu sein, was ich liebe, wodurch ich mich definiere, eigentlich gar nicht zu meinem eigenen Lebensplan zu passen? Davor, unglücklich zu sein, für immer, passiv, im Stillstand? Ich ringe nach Worten, um das ihm zu erklären und eigentlich denke ich, ist es wieder nur eins von seinen Spielen, seine Art, die eigene beste Freundin näher kennenzulernen.

„Ja, ich weiß nicht“, sage ich leise. Wir fahren an einem Springbrunnen vorbei. Eine grüne Rasenfläche, die einzige, die nicht vertrocknet scheint.

Vielleicht eine Minute, ist es mehr, ist es weniger, sagen wir nichts, biegen wir in eine neue Straße ein; schon längst geht es nicht mehr um den Weg zur Touristeninformation, der Handybildschirm mit dem Navi in meiner Hand ist schwarz geworden. Ohne Ziel fahren wir durch die Straßen, als könnten wir den Ort vom Auto aus ganz erkunden, ganz in uns aufnehmen, als müsste Alex sich vom Auto aus überzeugen, dass er genau hier vor acht Jahren schon einmal war, an der Grenze zwischen den Blue Mountains und dem Outback, eine gute Tagesreise von Sydney entfernt.

Eine Fliege kommt laut surrend hereingeflogen, schwirrt ums Lenkrad, knallt immer wieder gegen die Frontscheibe. Ich versuche sie mit der Hand hinauszuscheuchen.

„Ich hab am meisten Angst davor, nichts zu hinterlassen“, sagt Alex plötzlich in die Stille.

Die Fliege setzt sich auf das Armaturenbrett, ich fixiere sie

mit meinen Augen, atme schwer. Ich sollte jetzt das Fenster schließen wieder, sollte einen geschützten Raum schaffen für dieses kommende ernste Gespräch – hier geht es überhaupt nicht darum, spielerisch mehr von mir zu erfahren, sondern um etwas Grundsätzliches, das ihm auf dem Herzen liegt – aber ich lasse es offen, lege die Hand auf das heiße Blech der Türe.

„Weißt Du“, fängt er jetzt plötzlich ganz schnell an zu reden und irgendwie nervt mich plötzlich die Art, wie er das sagt, ich weiß auch nicht, warum, mir wird warm, „weißt Du, ich will nicht vergessen werden. Ich hab Angst, dass ich nur mein Leben lebe und dann ist alles vorbei und ein paar erinnern sich vielleicht noch, aber die werden auch irgendwann sterben und dann bleibt nichts mehr von mir übrig. Ich möchte etwas beitragen zu dieser Welt, ich möchte etwas schaffen. Ich möchte sie vorwärts bringen, so richtig weit! Eigentlich –“, er blickt mich an – „eigentlich möchte ich berühmt sein!“

Ha, will ich machen, will lachen, kann es gerade noch herunterschlucken.

„Ja!“, er schaut wieder nach vorne, „Ich will berühmt sein, weil ich etwas geleistet habe; naja, halt auf jeden Fall nicht vergessen werde! Hast Du Dir mal überlegt, wie viele mehr tote als lebendige Menschen es gibt?“

Ich überlege ernsthaft. Wie lange gibt es die Menschheit schon, wie viele sind seitdem gestorben, wie viele mehr Menschen liegen unter der Erde als auf ihr zu laufen? Meine Finger krallen sich um das Handy.

„Aber“, sage ich, „ist es nicht schön, wenn Deine Familie und Freunde sich an Dich erinnern, wenn Du ihr Leben bereicherst, wenn sie sich ihr Leben ohne Dich nicht vorstellen können – Hey, Du bist doch wichtig für mich!“ Ich streichle einmal fest, beinahe scherzhaft über seinen Arm. „Reicht es Dir nicht, für diese Leute was zu bedeuten?“

„Ja ja. Aber ich will für alle was bedeuten“, knurrt er und drückt aufs Gas, fährt mit Vollkaracho auf einen ungeteerten Parkplatz an einem Teich. „Hier dran erinnere ich mich noch!“, ruft er. „Lass uns hier mal aussteigen und rumlaufen!“ – und er hat sich schon abgeschnallt, die Türe schon aufgerissen. Er dreht sich noch einmal um: „Im Grunde habe ich Angst vor Bedeutungslosigkeit. Jaja.“ Er nickt, zufrieden mit

der eigenen Antwort, die er für sich gefunden hat. „Angst vor einem bedeutungslosen Leben.“

Und raus springt er, weg ist er, läuft auf den Teich zu. Ich schnalle mich langsam ab.

Später, wir haben in einer kleinen Seitenstraße heimlich geparkt, sparen uns die Kosten für einen Campingplatz. Überall zirpen Grillen und es ist stockdunkel. Wir liegen sporadisch zugedeckt unter den Schlafsäcken, es ist zum Glück etwas abgekühlt. Ich sehe nicht einmal die eigene Hand vor Augen, hoffe, dass ich in der Nacht nicht aufs Klo muss.

Aufgeregt und entspannt zugleich, was für ein Erlebnis, hier zu liegen, am anderen Ende der Welt. Ich lüfte ein bisschen den Vorhang neben mir. Durch das Moskitonetz: der australische Himmel noch voll von den Sternen, die wir vorher bestaunt haben.

Alex raschelt in seinem Schlafsack. „Ich glaube, Noa, ich hab echt einfach richtig Angst vor dem Tod“, sagt er plötzlich.

Ich öffne den Mund, weiß nicht, was sagen. „Aber ... das brauchst Du doch nicht“, sage ich ganz platt und dumm.

„Ist aber so. Ich wünschte, es wär nicht so.“

Unser Atmen, ganz leise; Stille, Dunkelheit. „Darf ich Dich küssen?“, fragt er plötzlich. Und er weiß schon, ich sage nein, „Nein“, sage ich. Gegenseitiges Grenzaustesten. Es ist nicht einmal aufregend. Es ist ganz selbstverständlich. Aber wir geben einander so viel preis. Ich ringe immer noch nach Worten, die ihm deutlich machen, dass ich das ernst nehme, was er sagt. Vielleicht müssten es mehr Fragen sein. Aber da streichelt er mir schon einmal kurz übers Haar, gähnt tief und dreht sich dann um, mit dem Rücken zu mir: „Morgen musst Du mal sagen, wovon Du Angst hast.“

„Ja“, nicke ich eifrig. Und ganz leise: „Danke.“

Eine Minute später ist er eingeschlafen.



ZARAH WEISS

lebt als Autorin und Literaturwissenschaftlerin in Wien.

Wiener Literatur Stipendiatin 2021. Exil-Literaturpreis 2021.

Zuletzt erschien ihre Erzählung *Die Kemenate* (Czernin Verlag 2020).



Yeastogramm Detailaufnahme 4
© Elisabeth Öggl 2019, www.elisabethoeggl.org



Reishi Detailaufnahme 4

© Elisabeth Öggl 2019, www.elisabethoegggl.org

Auf dem Weg in die ZUKUNFT!



**DIENSTAG, DER 21. SEPTEMBER 2021, 18:30 UHR:
75 JAHRE ZUKUNFT**

Anlässlich des Jubiläums der ZUKUNFT, die nun seit 75 Jahren erscheint, werden wir mit kompetenten Gästen die Geschichte unserer Zeitschrift, ihren (politischen) Aktualitätsbezug und auch die Zukunft der ZUKUNFT diskutieren. Dabei soll es um die Rolle und Funktion unserer Diskussionszeitschrift im Rahmen der Sozialdemokratie genauso gehen wie um progressive Ideologie und Programmatik. Welche Themen soll die ZUKUNFT aufnehmen? Welche Impulse sind nötig, um die Sozialdemokratie neu auszurichten? Wir laden unsere Leser*innen dazu ein, sich einzubringen, Fragen zu stellen und mitzudiskutieren!

**DIENSTAG, DER 19. OKTOBER 2021, 18:30 UHR:
GESCHLECHTERVERHÄLTNISSE**

Seit jeher ist die Frage nach der (Un-)Gerechtigkeit der Geschlechterverhältnisse eine, welche die Sozialdemokratie mit großem Engagement verfolgt. Geschlechtergerechtigkeit ist auf so vielen Ebenen ein prägendes Thema, dass es aus unterschiedlichsten Blickwinkeln beleuchtet werden kann und muss. Diese Ausgabe der ZUKUNFT und die damit verbundene Diskussion stellt daher verschiedenste Facetten dieser Thematik in den Mittelpunkt und zeigt auf wie vielschichtig der Diskurs sein muss, um nachhaltige Änderungen und Verbesserungen erzielen zu können. Wir freuen uns auf ein hochkarätiges Podium!

Nähere Informationen und die Links zur jeweiligen Veranstaltung unter: <https://diezukunft.at/veranstaltungen/>



KAUM EIN ANDERES SYMBOL EINT DIE INTERNATIONALE ARBEITERBEWEGUNG SO STARK, WIE DIE 1871 IM NACH-REVOLUTIONÄREN PARIS VERFASSTE „INTERNATIONALE“. IM ANGESICHT DER NIEDERLAGE DES FRANZÖSISCHEN PROLETARIATS, WÄHREND TAUSENDE KÄMPFERINNEN UND KÄMPFER DER COMMUNE VON DER REAKTION ERMORDET WURDEN, MACHTE SICH, ÄNGSTLICH IM VERSTECK SITZEND, EUGENE POTTIER DARAN EIN TROTZIGES, HOFFNUNGSFROHES KAMPFLIED ZU SCHREIBEN. SO ENTSTAND NICHT NUR DIE WELTWEITE HYMNE EINER STOLZEN BEWEGUNG, SONDERN EIN KAMPFLIED VON MILLIONEN BEWUSSTER ARBEITNERINNEN UND ARBEITNEHMER AUF DER GANZEN WELT.

BESTELLUNG

SOLANGE DER VORRAT REICHT

**Kupon ausschneiden
& einsenden an:**

**VA Verlag GmbH
Kaiser-Ebersdorferstrasse 305/3
1110 Wien**

ICH BESTELLE "EIN LIED BEWEGT DIE WELT"

7,90 € INKL. MWST ZZGL. VERPACKUNG UND VERSAND 2,00 €

NAME: _____

STRASSE: _____

ORT/PLZ: _____

TEL.: _____

E-MAIL: _____ UNTERSCHRIFT: _____

ODER BESTELLUNG PER E-MAIL AN DEN VERLAG: OFFICE@VAVERLAG.AT

VGA-BÜCHERFLOHMARKT im VORWÄRTS-HAUS: Sozialistica von Adler bis Zetkin

Wie jedes Jahr: Das Archiv braucht Platz! Wir trennen uns von doppelten Beständen, Raritäten und Sammlerstücken.

Dienstag 5. bis Freitag 8. Oktober 2021 • 10.00 bis 19.00 Uhr • Verein für Geschichte der ArbeiterInnenbewegung (VGA) • Rechte Wienzeile 97, 1. Stock, 1050 Wien • www.vga.at

